

»Kommt die nächste Miss Schweiz aus dem Kongo?«

Postkoloniale Blickregimes in den Medien

CHRISTINE BISCHOFF

»Kommt die nächste Miss Schweiz aus dem Kongo?«, fragte die Schweizer Boulevardzeitung *Blick* auf ihrer Titelseite im Vorfeld der Wahlen zur »Miss Schweiz« 2004.¹ Neben dieser in großen, fettgedruckten Lettern gestellten Frage ist die Porträtaufnahme einer jungen Frau zu sehen (siehe Abb. 1). Sie blickt die Leserinnen und Leser direkt an und schenkt ihnen ein offenes, ruhiges Lächeln. Sie hat dunkelbraune Augen, ihr Haar ist zu zahlreichen langen Rastazöpfen geflochten. Der durch das Lächeln leicht geöffnete Mund gibt den Blick auf strahlend weiße, regelmäßige Zähne frei, das Gesicht ist rund und ebenmäßig, die Haut makellos – und nicht weiß. Zumindest nicht so weiß, wie dass viele Leserinnen und Leser des *Blick* im Jahr 2004 von einer Bewerberin für die »Miss Schweiz« offenbar erwartet hatten. Mit der 24 Jahre alten Jeanette Bally, die in Kongo-Kinshasa geboren und aufgewachsen und deren Mutter Kongolesin und deren Vater Schweizer ist, war die mediale Farbenlehre durcheinander geraten. Dunkelhaarige, »rassige« Schönheiten aus der Westschweiz oder dem Tessin waren von den Schweizerinnen und Schweizern bei solchen Wahlen schon lange gern gesehen. Und auch an die Kandidatinnen mit binationaler Herkunft, die einen schweizerischen und zum Beispiel einen südeuropäischen Elternteil hatten, war man mittlerweile gewöhnt. Aber eine mögliche »Afro-Miss«² war eine Zäsur im alljährlichen Medienspektakel um die neue »Miss Schweiz«. Das belegen die zahlreichen Fotoreportagen in verschiedenen Printmedien über die Kandidatinnen, die sich speziell mit der Herkunft und Biographie Jeanette Ballys auseinandersetzten und die Leserreaktionen in vielen Zeitungen.³

1 | »Kommt die nächste Miss Schweiz aus dem Kongo?«, in: *Blick* vom 14.07.2004, Titelseite.

2 | *Blick* vom 15.07.2004, S. 6.

3 | Zum Beispiel *Blick* vom 15.07.2004, S. 6f., oder *Blick* vom 23.07.2004, S. 28.

Abbildung 1: »Kommt die nächste Miss Schweiz aus dem Kongo?«

8 Seiten extra SommerBlick Heute: Tour de France

Mittwoch, 14. Juli 2004 Fr. 1.80

Inserat

 Wie «Made in Switzerland». Der Golf.

Blick
Die Tageszeitung der Schweiz.

Kommt die nächste Miss Schweiz aus dem Kongo?

Jeannette Bally (24) ist in Kongo-Kinshasa geboren und aufgewachsen; Mutter Kongolesin, Vater Schweizer.

► **10 von 16 Kandidatinnen haben ausländische Wurzeln** | Seiten 4 bis 7

SCHWEIZER ILLUSTRIERTE

Wer wird Miss Schweiz?
Ganz privat: Die 16 Kandidatinnen




Phonak-Star Tyler Hamilton weint um seinen besten Freund ▶ Sport ab Seite 29

Norden Wetter heute Süden
22° 26°
9° 18°
WETTER Seite 47

AZ 4800 Zofingen | Nr. 161144. Jahrgang
00161
9 771013 066000
ANLAGENPROJEKT: Euro 2.-; C21-1
TFL 4 000 000; H&F 400
REDAKTION: 01 259 62 62 ADRESSE: 0602 746 43 43
FAX: 01 259 66 66 INTERNET: <http://www.blick.ch>

DIVERSITÄT UND DIFFERENZERFAHRUNG

Die »Miss-Wahlen« jeweils im Spätsommer erhalten in der Schweiz, vor allem in den Printmedien, immer große mediale Aufmerksamkeit. Alle wichtigen Leitmedien berichten darüber. Besonders intensiv ist die Berichterstattung in den Hauptmedien des *Ringier*-Verlags, also im *Blick*, *SonntagsBlick* und in der *Schweizer Illustrierten*. Die Tatsache, dass bei der »Miss-Schweiz-Wahl« im Jahr 2004 zehn von 16 Kandidatinnen Wurzeln auch außerhalb der Schweiz hatten, erhöhte die mediale Aufmerksamkeit. Ein Grund dafür war die Tatsache, dass im Spätsommer 2004 nicht nur die »Miss-Wahlen« stattfanden, sondern die schweizerische Bevölkerung auch über zwei Einbürgerungsvorlagen abstimmte. Diese sahen zum einen eine Liberalisierung bei der Einbürgerung von Kindern und Enkelkindern von in die Schweiz eingewanderten Migrantinnen und Migranten und zum anderen eine Vereinheitlichung des Einbürgerungsverfahrens auf Bundesebene vor. Beide Vorlagen wurden abgelehnt. Die Medien produzierten mit den zeitgleich präsentierten Topthemen »Miss Schweiz«, »Einbürgerung« und »Integration« eine Schnittmenge, die als Basis für die Diskussion grundlegender soziokultureller Fragen diente: »Wie schweizerisch muss eine Miss Schweiz sein?«⁴, »Sind das gleichwertige Schweizer Bürgerinnen?«⁵, »Ist eine »echte« Schweizerin inzwischen benachteiligt?«⁶ und »Geht bei zu viel Integration nicht unsere Kultur verloren?«⁷.

Um Antworten für seine Leserinnen und Leser zu finden, stellte der *Blick* in einer ausführlichen Fotoreportage alle sechzehn Kandidatinnen der »Miss-Schweiz-Wahl« 2004 vor. In Porträtaufnahmen in Form eines Passfotos und mit kurzen Steckbriefen wird in der Reportage die schweizerische beziehungsweise »ausländische« Herkunft der Bewerberinnen erörtert. Die Kurzporträts unterscheiden sich insbesondere durch die jeweils beigefügte, kleine Flagge: Diejenigen Kandidatinnen, die zu anderen Ländern biographische Bezüge haben, bekamen als Erkennungsmerkmal unter ihr Porträtfoto die Flagge dieses entsprechenden Landes zugeteilt. Die Kurzporträts der »reinschweizerischen« Kandidatinnen wurden dagegen mit den Flaggen ihrer Heimatkantone geschmückt, obwohl auch die anderen Kandidatinnen als Schweizerinnen jeweils einen Heimatkanton haben (siehe Abb. 2).

In der Fotoreportage wurde verhandelt, ob die jeweilige (ausländische) Herkunft der Kandidatinnen mehr Vor- oder Nachteile bei der Bewerbung habe und ob diese als Möglichkeit des sozialen Aufstiegs betrachtet werden könne. Die Kandidatinnen, bei denen beide Elternteile Schweizer sind, sind sehr darum bemüht, zu versichern, dass sie sich als Schweizerin ohne außerschweizerische Wurzeln nicht

4 | *Blick* vom 14.07.2004, S. 4f.

5 | Ebd., S. 7.

6 | Ebd., S. 4.

7 | Ebd., S. 7.

Abbildung 2: »Wie schweizerisch muss die neue Miss sein?«



benachteiligt sehen. Immer wieder wurden sie mit Aussagen zitiert wie: »Da auf die Herkunft eh nicht geachtet wird, fühle ich mich bei der Wahl auch in keiner Weise benachteiligt«⁸, »Alle Kandidatinnen haben doch die gleichen Chancen, auf die Herkunft achtet niemand. Und das ist auch gut so«⁹ oder »Absolut richtig finde ich auch, dass die Jury nicht auf die Herkunft zu achten braucht«¹⁰. Die Zitate der Bewerberinnen werden jedoch ad absurdum geführt, da die Fotoreportagen über sie und die Interviews mit ihnen sich letztlich – abgesehen von ihrem Aussehen –

8 | Aussage der Kandidatin Fiona Hefti (der späteren Gewinnerin) im *Blick* vom 14.07.2004, S. 4f.

9 | Kommentar der Kandidatin Olivia Fischer, ebd.

10 | Zitat der Bewerberin Anja Müller, ebd.

mit nichts anderem als ihrer nationalen oder regionalen und sozialen Herkunft beschäftigen.

Die Kandidatinnen mit Wurzeln auch außerhalb der Schweiz bestätigten dagegen in den medialen Diskussionen immer wieder, dass sie sich »voll und ganz als Schweizerin fühlen«¹¹. Jeannette Bally, die vom *Blick* den zweifelhaften Titel »unsere Afro-Miss«¹² verliehen bekam, stellte, angesprochen auf ihre Geburt in Afrika und ihre kongolesische Mutter, klar: »Ich bin im Kongo geboren und kam mit 16 Jahren in die Schweiz. Ich bin hier sehr gut integriert.«¹³ In derselben Reportage wurde außerdem ein Innenpolitiker als juristischer Experte dazu aufgefordert, klarzustellen, wer denn nun als »echte Schweizerin« zu bezeichnen und damit zur »Miss-Wahl« berechtigt sei. Die juristische Antwort ist einerseits eindeutig. Auf einer der Doppelseiten der Reportage ist als Überschrift zu lesen: »Wer den roten Pass besitzt, ist Schweizer. Punkt.«¹⁴ Andererseits wird aber durch die aufgeworfene Frage eine Selbstverständlichkeit im medialen Diskurs als nicht selbstverständlich verhandelt.

Die Fotoreportage über die Bewerberinnen der »Miss-Schweiz-Wahl« 2004 Mitte Juli ist nur oberflächlich betrachtet ein typischer Lückenfüller im alljährlichen medialen Sommerloch. Über die Aufbereitung des »harmlosen« Themas werden die durch soziokulturelle Diversitätsprozesse ausgelösten medialen Irritationen sichtbar: Klare Zuordnungen von »eigen« und »fremd« anhand einer überschaubaren Anzahl von visuellen (zum Beispiel Hautfarbe, Kleidung), sprachlichen (Akzent, Dialekt) und genealogischen (Nationalität, Herkunft) Identifikationsmerkmalen sind auch im Mikrokosmos der »Miss-Schweiz-Wahl« nicht mehr gegeben. Eine eindeutige Identifizierung von Individuen und Gruppen mit vermeintlich stabilen soziokulturellen Positionen und Zugehörigkeiten wie Nation und Ethnizität ist nicht ohne weiteres möglich.¹⁵ Die Erfahrungen des »Dazwischen-Seins« sind in den Medien durchaus präsent. Die Unübersichtlichkeiten und Uneindeutigkeiten in der Zusammensetzung der schweizerischen Bevölkerung bilden sich in der medialen Berichterstattung zur »Miss-Schweiz-Wahl« ab: Das »Fremde« kann nicht mehr nur in einem »Außen«, zum Beispiel in einem »fernen Afrika«, verortet werden, sondern es wird auch als Differenz Erfahrung des »Eigenen« bestimmt. Gleichzeitig sind die Medien in ihrem Streben nach alltagstauglicher Einfachheit damit aber auch überfordert. Sie reagieren in ihren Bildern und Texten mit einer Mischung aus »politischer Korrektheit« und mehr oder weniger verdecktem Rassismus und Sexismus, wie sie sich in der Benennung »unsere Afro-Miss« äußern.

11 | Aussage der Kandidatin Natasha Grippaldi, deren Eltern aus Italien stammen. Mit genau denselben Worten werden die Kandidatinnen Francesca Kuonen, Isabell Brezovic, Jasmina Sarajilic und Kaye Anthon zitiert.

12 | *Blick* vom 15.07.2004, S. 6.

13 | *Blick* vom 14.07.2004, S. 4.

14 | Ebd., S. 7.

15 | Vgl. dazu auch Reuter/Villa, *Postkoloniale Soziologie*, S. 12.

INTERSEKTIONALITÄT

Die visuelle Inszenierung und Bezeichnung Jeannette Ballys als »Afro-Miss« ist ein Beispiel dafür, wie sich Muster der Subordination, gemeint sind hier in erster Linie Rassismus und Sexismus, bei nicht weißen Frauen überkreuzen (*intersect*) und damit zu ganz eigenständigen Diskriminierungsformen und -erfahrungen dieser Frauen führen können.¹⁶ Der Intersektionalitätsansatz geht im Wesentlichen auf die US-amerikanische Rechtswissenschaftlerin Kimberlé Crenshaw zurück, die darauf hinweist, wie Ungleichheiten durch das Zusammenwirken von Faktoren wie Geschlecht, Hautfarbe, Ethnizität, Herkunftsregion, Religion und soziale Schicht entstehen.¹⁷ Allerdings geht es dabei nicht um ein einfaches Addieren der Differenzen, das dann in einem Automatismus zu den größten Ungleichheiten führt. Vielmehr hat die amerikanische Philosophin Elizabeth Spelman gezeigt, dass Intersektionen unterschiedliche Dynamiken des Ausschlusses hervorbringen können: Sie verdeutlicht dies beispielhaft in ihrer Kritik an einem unabhängig von Faktoren wie Ethnizität oder Klasse argumentierenden homogen weißen, westlich geprägten Mittelklassefeminismus: »In short [...] the fact that a woman is not oppressed on account of her racial identity hardly leads to the conclusion that the sexist oppression to which she is subject can be understood without reference to her racial identity.«¹⁸ Stattdessen geht es bei diesem Ansatz darum, die unterschiedlichen Differenzen in ihrem Zusammenspiel zu untersuchen.¹⁹

»What is it to think of a woman ›as a woman‹? Is it really possible for us to think of a woman's ›womanness‹ in abstraction from the fact that she is a particular woman, whether she is a middle-class Black woman living in North America in the twentieth century or a poor white

16 | Vgl. dazu Walgenbach, *Gender als interdependente Kategorie*, S. 48.

17 | Vgl. Crenshaw, »Demarginalizing the Intersection of Race and Sex«, hier insbesondere S. 316. Crenshaw bezieht sich in ihren Thesen vor allem auf amerikanische Gleichstellungsbemühungen. Sie ist der Meinung, dass die amerikanischen Antidiskriminierungsgesetze gemäß ihrer Lobbyisten zugunsten schwarzer Männer oder weißer Frauen entworfen wurden. Die besondere Situation schwarzer Frauen sei allerdings unberücksichtigt geblieben, da die Kategorien *Gender* und *Race* in diesen Gesetzen als sich gegenseitig ausschließende Konzepte gefasst werden. Ihre These versucht Crenshaw an einem Fallbeispiel auszuführen: der Klage schwarzer Frauen gegen die Einstellungspolitik der Firma *General Motors*, welche schwarze Frauen systematisch nicht berücksichtige. Der Vorwurf sexistischer Diskriminierung habe allerdings nicht gegriffen, da für das Unternehmen sehr wohl weiße Frauen arbeiteten und die Anstellung schwarzer Männer es gleichzeitig vor dem Vorwurf der rassistischen Diskriminierung schütze. Vgl. dazu auch Walgenbach, »Gender als interdependente Kategorie«, S. 48.

18 | Spelman: *Inessential Woman*, S. 15. Vgl. dazu auch Purtschert/Meyer: »Die Macht der Kategorien«.

19 | Vgl. Walgenbach, »Gender als interdependente Kategorie«, S. 68.

woman living in France in the seventeenth century? [...] Many differences among us are linked to our being historical beings, living in particular places at particular times, subject to particular interpretations of our physical characteristics and activities. Our differences have been invoked to justify claims that some of us are superior to others and by virtue of this superiority are entitled, perhaps obliged, to dominate others.«²⁰

Die soziale Schicht als Kategorie gehört zum Muster der Subordination im Fall der »Miss-Schweiz«-Kandidatin Jeannette Bally. In ihrer medialen Repräsentation überkreuzen sich Rassismus, Sexismus und Klassismus²¹. So ist sie während der »Miss-Schweiz-Wahl« 2004 die einzige der 16 Kandidatinnen, auf deren finanzielle Situation angespielt wird. Damit wird für die Leserinnen und Leser die direkte Interpretationsmöglichkeit eröffnet, sie könne als nicht weiße Frau die »Miss-Wahl« als eine Chance für einen sozialökonomischen Aufstieg betrachten:

»Plötzlich kriegte mein Vater Malaria«, so Jeannette traurig. 1994 stirbt er. »Wir blieben im Kongo. Doch es wurde finanziell sehr schwierig.« [...] Jeannette flüchtete 1997 mit Bruder und Tante in die Schweiz. [...] Jeannette: »Es geht uns gut. Ich bin integriert, arbeite als Versicherungsberaterin.«²²

Die Tatsache, dass für alle Bewerberinnen gleichermaßen der Gewinn des Titels eine Möglichkeit der sozialen und ökonomischen Prestigezunahme bedeutet, bleibt in diesem Zusammenhang von den Medien unerwähnt.

GENEALOGISCHE VERMARKTUNGSSTRATEGIEN

Die große Bedeutung der Herkunft als nach wie vor bewährtes Zuordnungsschema wird am Beispiel der »Miss-Schweiz-Wahl« im Allgemeinen und am Beispiel Jeannette Ballys im Besonderen nachvollziehbar. »Woher kommst Du (ursprünglich)?« ist in der beschriebenen *Blick*-Reportage als drängende Frage ständig prä-

20 | Spelman: *Inessential Woman*, S. 12f.

21 | Klassismus ist ein im deutschen Sprachgebrauch bislang noch wenig bekannter und gebrauchter Begriff. Er bezeichnet individuelle, institutionelle und kulturelle Diskriminierung und Unterdrückung aufgrund des tatsächlichen, vermuteten oder zugeschriebenen sozial- oder bildungspolitischen Status eines Menschen. Menschen in Armutsverhältnissen wird zum Beispiel stereotyp gewalttätiges Verhalten oder Alkoholismus unterstellt und medial inszeniert, obwohl diese Phänomene klassenübergreifend vorkommen. Der Begriff Klassismus beschreibt die Erfahrung persönlicher Diskriminierung von Menschen als gesellschaftliches, strukturelles Problem. Damit ergänzt er die Analyse von Rassismus, Sexismus und anderen Diskriminierungsformen. Vgl. <http://www.unrast-verlag.de/unrast,2,274,13.html>, 26.01.2011, und vgl. ebenso Kemper/Weinbach, *Klassismus*.

22 | *Blick* vom 15.07.2004, S. 6.

sent. Gleichzeitig wird die Bedeutung dieser Frage in der medialen Darstellung aber negiert. Verschiedene Seiten betonen, Herkunft sei ohne Belang. Der »Miss-Schweiz«-Veranstalter macht klar, »da spielt die Herkunft keine Rolle. Wie bei unserer Wahl. Für eine Teilnahme ist für uns einzig der Besitz des Schweizer Passes massgebend«²³. Auch der »Vermarktungswert«, der »Nicht-weiß-Sein« gerade im medialen (Werbe-)Kontext haben kann, wird negiert. Auf die Frage, ob sich eine Schweizerin mit ausländischen Wurzeln besser vermarkten lasse, versichert der Veranstalter: »Nein. [...] Das ist kein Kriterium.«²⁴ Große Werbekampagnen haben aber schon oft gezeigt, dass nicht nur die Inszenierung der Gegensätze »Schwarz« und »Weiß«, sondern das performative Spiel mit einer »ethnisierten Farbpalette« als eine Vermarktungsstrategie in den Medien eingesetzt wird: »The complex play of colours in harmony and opposition, the order of shades between the white and the black.«²⁵ Die Kampagnen des Bekleidungsunternehmens *Benetton*, »*United Colours of Benetton*«²⁶, und des Zigarettenherstellers *Peter Stuyvesant* mit dem multikulturellen Slogan »*Come together and learn to live as friends*«²⁷, in denen das Aufeinandertreffen verschiedener ethnischer Gruppierungen inszeniert wird, sind nur zwei bekannte Beispiele. Sie werden als Plädoyer für grenzüberschreitende Freundschaft, harmonische Völkerverständigung und die Begegnung von Weltkulturen verstanden und eingesetzt.²⁸ Sie zeigen, dass auch Konzepte, die mit universalen Werten wie zum Beispiel Menschsein, Freundschaft und Moderne argumentieren, längst ökonomisiert worden sind und Eingang in Werbestrategien gefunden haben.

»MISS SCHWEIZ« ALS ALLEGORISCHE REPRÄSENTATIONSFIGUR

Repräsentationswahlen ist es zu eigen, dass die daran teilnehmenden Kandidatinnen und Kandidaten nicht nur für sich selbst, sondern für etwas Anderes, etwas Größeres – eine Gruppe, eine Gemeinschaft, eine ganze Nation – stehen. Sie sollen helfen, eine Idee, ein Konstrukt sichtbar, identifizierbar und verstehbar zu machen, indem sie sie medial konsumierbar machen. Die »Miss-Schweiz«-Kandidatin Jeanette Bally musste in den Medien aufgrund ihrer »anderen« Herkunftsgeschichte ihre Befähigung, als allegorische Repräsentationsfigur »des Schweizerischen« wahrgenommen zu werden und diese zu »performen«, besonders unter Beweis

23 | Zitat des damaligen »Miss-Schweiz«-Veranstalters Christoph Locher im *Blick* vom 14.07.2004, S. 4.

24 | Ebd.

25 | Mudimbe, *The Invention of Africa*, S. 7.

26 | Vgl. z.B. <http://www.benetton.com/portal/web/guest/home>, 25.01.2011.

27 | Vgl. z.B. http://www.fotoarchiv-reemtsma.de/Themen/07_Werbung/index.html, 25.01.2011.

28 | Vgl. dazu auch Diers, *Schlagbilder*, S. 164f.

stellen. Ihre Geburt in Afrika, also nicht lediglich in einem anderen europäischen Land, sondern auf einem anderen Kontinent, und ihre Hautfarbe geben ihrer »Alterität« in der medialen Darstellung eine spezifische Qualität. Die Dualität in der Wahrnehmung von Afrika und Europa hat eine lange Geschichte, wie Valentin Yves Mudimbe in seinem Werk *The Invention of Africa* gezeigt hat.

»Because of the colonializing structure, a dichotomizing system has emerged, and with it a great number of current paradigmatic oppositions have developed: traditional versus modern; oral versus written and printed; agrarian versus customary communities versus urban and industrialized civilization; subsistence economies versus highly productive economies.«²⁹

Jeannette Bally besetzt und repräsentiert den Raum dazwischen: »Between the two extremes there is an intermediate, a diffused space in which social and economic events define the extent of marginality.«³⁰

In Artikeln über Jeannette Bally wird in den Texten immer sehr ausführlich auf ihre afrikanische Herkunft eingegangen. Gleichzeitig ist sie auf Fotos oft in roter Kleidung zu sehen, die mit dem Schweizer Kreuz geschmückt ist (siehe Abb. 3). Immer wieder wird betont, dass ihr Vater Schweizer war und sie, nachdem sie nach dessen Tod mit ihrer Mutter und ihrem Bruder aus dem Kongo in die Schweiz gekommen ist, hier gut integriert sei: »Es geht uns gut. Ich bin integriert.«³¹ Für die Medien ist sie eine Projektionsfläche, wird zur Spiegelung eines erwünschten eigenen Selbst: Sie dient der medialen Inszenierung einer Schweiz, die sich als Land mit »einzigartiger Multikultur«³² sichtbar machen möchte. Gleichzeitig dürfen die an Jeannette Bally festgemachten »Abweichungen« von der eigentlichen Form des »Eigenen« und »Vertrauten« aber nicht zu groß werden, weshalb sie immer wieder ihre besondere Loyalität gegenüber der Schweiz bekunden muss: »Zudem bin ich mit meinem Herzen Schweizerin. Und nicht mit der Hautfarbe.«³³

Der erste nicht weiße »Mister-Schweiz«-Kandidat stammt ebenfalls aus dem Kongo. Bei den Wahlen 2006 wurde Junior B. Manizao, der mit zwölf Jahren Vollwaise war und dann von schweizerischen Pflegeeltern aufgenommen wurde, Vierter. Im Gegensatz zu den weiblichen nicht weißen »Miss-Schweiz«-Kandidatinnen wurde bei Manizao die Bedeutung seiner Herkunft in den medialen Diskussionen allerdings nicht einfach negiert. Der damalige »Mister-Schweiz«-Veranstalter Urs Brülisauer wird mit der Frage zitiert: »Was bedeutet es für uns als Veranstalter, was für die Schweiz [...], wenn wir einen Schwarzen nominieren? Was wird

29 | Vgl. Mudimbe, *The Invention of Africa*, S. 4.

30 | Ebd.

31 | *Blick* vom 14.07.2004, S. 4.

32 | *SonntagsBlick* vom 01.08.2004, S. 14.

33 | *Blick* vom 15.07.2004, S. 6.

passieren?»³⁴ Die Veranstalter weisen bei dem nicht weißen männlichen Kandidaten selbst darauf hin, welche Rolle die Hautfarbe in ihren Überlegungen in Bezug auf Vermarktungsstrategien spielt: »Wir konnten mit der Nominierung Juniors die Offenheit unserer Organisation bekunden, ferner hat das rege Interesse in den Medien an Junior uns sicher auch dazu verholfen, dass das Schweizer Fernsehen am Abend der Wahl eine so hohe Einschaltquote verzeichnen konnte.«³⁵ Demütigenden Erfahrungen – zum Beispiel wurde Junior Manizao bei einem Auftritt zusammen mit den anderen »Mister-Schweiz«-Finalisten in einem Sportzentrum von einem Teil des Publikums mit wüstem Gezeter empfangen, das an Affengeschrei erinnern sollte – hat der männliche Kandidat mit Stolz auf seine Herkunft und Identität zu begegnen. In der über ihn erschienenen Biographie *Ein Mann weint nicht*, sagt Manizao:

»Obwohl mir die Schweiz viel näher ist als der Kongo, ist Afrika ein Teil von mir. Genauso wie die Farbe meiner Haut. Ich bin ein Immigrantenkind und stolz auf meine Herkunft. Ich werde versuchen, meinen Kindern, wenn ich denn mal welche haben sollte, diesen Stolz weiterzugeben. Sie sollen sich definieren können, und dazu gehört, dass sie wissen, wer ihre Grosseltern waren und woher diese gekommen sind.«³⁶

Im Vergleich zu der nicht weißen »Miss-Schweiz«-Kandidatin Jeannette Bally wird Manizao in den Medien meist als aktiv handelndes Subjekt dargestellt. Er muss es nicht durch die »Mister-Schweiz-Wahl« »nach oben schaffen«, er hat es bereits vorher geschafft: Er wuchs nach dem Tod seiner leiblichen Eltern bei einem schweizerischen Ärzteehepaar auf, studierte und ist Primarlehrer. In der medialen Repräsentation verkörpert Manizao den idealen Dreiklang zwischen Körper, Geist und Seele. Der Körper ist perfekt, so dass dieser keines Kommentars bedarf. Der Veranstalter Urs Brülisauer wird in der Biographie über Junior Manizao mit den Worten zitiert:

»Der Hauptgrund [...], warum es perfekt war, ihn zum Casting einzuladen und dann unter die sechzehn Finalisten zu wählen, war der, dass er ein toller Typ ist. Junior hat Charme, Witz, Intelligenz, eine hohe Sozialkompetenz, eine gute Ausstrahlung – es wäre eine Frechheit gewesen, ihn seiner Hautfarbe wegen nicht zu nominieren.«³⁷

Die Hautfarbe wird zu einem (»fehlerhaften«) Detail, über das man bei all den anderen Vorzügen hinwegsehen kann beziehungsweise das ein besonderes Alleinstellungsmerkmal darstellt, gleich einer Zahnlücke oder einem auffallenden Muttermal. Ansonsten verkörpert Junior Manizao genügend – im schweizerischen

34 | Baumann-von Arx, *Ein Mann weint nicht*, S. 27.

35 | Ebd., S. 28.

36 | Ebd., S. 26.

37 | Ebd., S. 28f.

Kontext – wohlgeleitene Eigenschaften: Sein Tattoo mit der Aufschrift »*Carpe Diem*« fällt kaum auf, weil es sich nur wenig von seiner dunklen Hautfarbe absetzt³⁸, er ist ein guter Verlierer, er gratulierte dem späteren »Mister-Schweiz«-Gewinner »als Erster, herzlich und mit ehrlicher Freude«³⁹. Rassismus begegnet er nicht mit Aggression und Gewalt, sondern mit Rappen und dem Schreiben von Gedichten. Selbstverständlich ist es nicht der obszöne, politisch unkorrekte Gangsterrap. Junior Manizao stellt klar:

»Der Rap kommt zwar aus den Ghettos der amerikanischen Grossstädte, für mich gehört er aber längst nicht mehr zwingend nur zu den Menschen, die nichts zu verlieren haben. Warum soll nicht auch einer, dem es blendend geht, erzählen, was er fühlt? [...] Ein Rapper ist ein Journalist der Strasse. Rap ist Kultur. Rap ist Rhythmus. Und Rap ist Poesie. Der Inhalt der Verse ist das Spiegelbild der Gesellschaft. Um zu rappen, muss ich nicht in XXL-Hosen herumlaufen. Meine Texte verherrlichen die Gewalt nicht.«⁴⁰

Bei allem hat er das richtige Maß an Zurückhaltung. »Wenn Junior lacht, dann ist es, als löse sich die Melancholie, die ihn manchmal umgibt, in nichts auf. Dann ist in seinen tiefschwarzen Augen ein Leuchten, das von ganz tief innen kommt.«⁴¹ Im Vergleich zu den nicht weißen »Miss-Schweiz«-Kandidatinnen wird bei dem männlichen Bewerber Junior Manizao trotz aller medial vermittelten positiven Zuschreibungen gleichzeitig die Unwahrscheinlichkeit seiner Wahl besonders herausgestrichen: »Wer hätte gedacht, dass es in der Schweiz möglich wäre, einen schwarzen Mann bis ins grosse Finale der »Mister-Schweiz«-Wahl zu bringen? Nicht viele. Am allerwenigsten Junior selbst.«⁴²

Mit den nicht weißen »Miss-Schweiz«-Kandidatinnen und »Mister-Schweiz«-Kandidaten kommt eine diskursive Ordnung zum Ausdruck. Diese proklamiert sowohl Ähnlichkeiten wie auch Differenzen als Werte und macht Jeannette Bally und Junior Manizao gleichzeitig durch die Art ihrer medialen Inszenierung, die immer wieder deren Ausnahmestellung durch ihr »schweres« Schicksal und ihren »Stolz«, nun in der Schweiz zu sein, betont, zu »*blackened whites*«⁴³: »It's [...] a celebration and a reminder of the natural link connecting human beings and, at the same time, an indication of racial or cultural differences. [This meant] the same origin for all human beings, followed by geographical diffusion and racial and cultural diversification.«⁴⁴

38 | Vgl. ebd., S. 105.

39 | Ebd., S. 111.

40 | Ebd., S. 160-162.

41 | Ebd., S. 100.

42 | Ebd., S. 35.

43 | Mudimbe, *The Invention of Africa*, S. 8.

44 | Ebd., S. 7-9.

Abbildungen 3 und 4: Bekenntnisse zur »Swissness« und Krönung eines »blonden Sonnenscheins«

Nach dem Tod ihres Vaters floh sie in die Schweiz



PIA HELLI (30) ist die jüngste Schwester des verstorbenen Vaters. Sie hat die »Miss-Schweiz«-Finalisten geschickt. Helli spricht mit Journalistin Bodo über ihre Kindheit in Afrika und ihre Schweizerische Herkunft aus dem Kongo.

Während sie auf dem Flughafen in Zürich steht, ist die Schweizerin Pia Helli (30) ein wenig nervös. Sie ist die jüngste Schwester des verstorbenen Vaters. Sie hat die »Miss-Schweiz«-Finalisten geschickt. Helli spricht mit Journalistin Bodo über ihre Kindheit in Afrika und ihre Schweizerische Herkunft aus dem Kongo.



Die Siegerin Pia Helli (Mitte) mit ihren fünf Konkurrentinnen, rechts Natasha Grigolli, links Francesca Kriener

Eine Zürcherin ist die Schönste

Die Siegerin Pia Helli ist die jüngste Schwester des verstorbenen Vaters. Sie hat die »Miss-Schweiz«-Finalisten geschickt. Helli spricht mit Journalistin Bodo über ihre Kindheit in Afrika und ihre Schweizerische Herkunft aus dem Kongo.

Die Siegerin Pia Helli ist die jüngste Schwester des verstorbenen Vaters. Sie hat die »Miss-Schweiz«-Finalisten geschickt. Helli spricht mit Journalistin Bodo über ihre Kindheit in Afrika und ihre Schweizerische Herkunft aus dem Kongo.

»SCHWARZ« MACHT »WEISS«

Auch das gegensätzliche Äußere der verschiedenen »Miss-Schweiz«-Kandidatinnen wurde in zahlreichen Abbildungen herausgestellt. Auf dem abschließenden Foto des Wettbewerbs, das in verschiedenen Printmedien publiziert wurde, begegnen sich alle Kandidatinnen – Siegerin und Verliererinnen – ein letztes Mal (Abb. 4). Die strahlende Gewinnerin – die einzige blauäugige Blondine unter den Kandidatinnen – sitzt mit Schärpe und Krone auf einem goldenen Thron, eingrahmt von ihren Mitstreiterinnen. Und die, wenn nicht dunkelhäutigen, so doch fast allesamt dunkelhaarigen Konkurrentinnen lassen die Siegerin in der Mitte umso hellhäutiger und blonder erstrahlen. »Weiß« ist die alles bestimmende Kategorie in der Repräsentation, die jedoch immer dann besonders bestimm- und fassbar wird, wenn sie im Kontrast zu etwas »nicht Weißem« auftritt: »Für sich allein genommen scheint die Repräsentation von Weiß immer auf etwas Spezifisches zu verweisen.«⁴⁵ Jana Husmann-Kastein sieht dies darin begründet, dass mit dem Beginn des »wissenschaftlichen Rassismus« im 17. Jahrhundert in Europa die Begriffe schwarz und weiß nicht mehr in erster Linie Assoziationen mit Farben darstellten, sondern als soziale Kategorien in ein System hierarchischer, kultureller Konstrukte überführt wurden, in dem sich Machtkonstellationen zwischen Kolonialherren und -herrinnen und Kolonisierten ausprägten und legitimierten.⁴⁶ »Weißsein wird säkulare Dominanzkategorie. [...] Das Weißwerden des Europäers, das mit diesen soziopolitischen Prozessen verbunden ist und Weißsein in eine

45 | Warth, »Inszenierung von Unsichtbarkeit«, S. 127.

46 | Vgl. Husmann-Kastein, »Schwarz-Weiß«, S. 51.

asymmetrisch organisierte soziale Struktur übersetzt, sie als solche sprachlich sichtbar macht und sie zugleich diskursiv etabliert, wird visualisiert.«⁴⁷

»Begegnungsbilder«⁴⁸ nennt der Kulturwissenschaftler Michael Diers diese Art visueller Inszenierungsschemata und Farbspiele. Er erkennt in dieser Bildgattung das ikonographische, »postkoloniale Erbe« sogenannter »Begegnungsbilder zwischen Eingeborenen und Eroberern«⁴⁹, die durch Adaptionen wie dem Krönungsfoto der »Miss Schweiz« ihre postmoderne Fortführung erfahren.⁵⁰ Tradierte, exotisierende Bildelemente treffen auf gegenwärtige Neuinterpretationen:

»Massenhaft kann sich die auf die Exotismus-Tradition abgestellte Bildwelt öffentlich entfalten [...]. Man setzt auf die Verfremdung, auf den Farb-, sprich Hautkontrast, den man als Blickfang inszeniert. [...] Man spekuliert mit der Kuriosität, Originalität, Attraktivität und Symbolkraft exotischer Zeichen und Farben. Und die Hautfarbe fungiert [...] als zentrales Distinktionsmedium.«⁵¹

Diese Bildelemente produzieren die Blickregimes auf »das Andere«. Das durch Inszenierung »fremd« Gemachte stiftet wiederum gesellschaftliche Zusammenhänge und übt eine wichtige Steuerungsfunktion aus. Diese Bildelemente sind Sinnbild und Beleg für einen nicht abgeschlossenen Kolonialismuskurs, indem sie das interpretatorische Grundrepertoire darstellen: »The African has become not only the Other who is everyone else except me, but rather the key which, in its abnormal differences, specifies the identity of the Same.«⁵²

Auf der einen Seite ist das »Nichtweißsein« in den Medien ein wichtiger Vermarktungswert. Das belegt das Beispiel der »Miss-Schweiz-Wahl«, das belegen aber auch die zahlreichen Werbeplakate, TV-Spots oder Fernsehserien, die kulturelle Differenz beziehungsweise Vielfalt als Aushängeschild gebrauchen. So entsteht der Eindruck, das Hybride werde grundsätzlich als bereichernd empfunden und zur Ideologie erhoben (»Lob des Hybriden«⁵³). Für Mark Terkessidis hat »das Fremde« aus der Perspektive des Zentrums jedoch lediglich eine Unterhaltungsqualität. Dessen Repräsentation ist meist auf eine »Klischee-Fremdheit« für den Massenkonsum innerhalb einer »Differenzkonsummaschine« reduziert, die nicht frei von rassistischen Exotismen ist.⁵⁴ Auf der anderen Seite bleibt das »Weißsein« eine nicht hinterfragte »Normalismus-Instanz«⁵⁵: Der »weiße Blick«

47 | Ebd.

48 | Diers, *Schlagbilder*, S. 163.

49 | Ebd.

50 | Vgl. ebd., S. 163f.

51 | Ebd., S. 164.

52 | Mudimbe, *The Invention of Africa*, S. 12.

53 | Reuter/Villa, *Postkoloniale Soziologie*, S. 30.

54 | Vgl. Terkessidis, »Globale Kultur in Deutschland«, S. 313-316.

55 | Zum Begriff Normalismus vgl. Link, *Versuch über den Normalismus*.

ist die bestimmende Perspektive, die Ausgangskategorie, von der aus nicht nur darüber entschieden wird, was als Norm und was als Abweichung gilt, sondern auch darüber, wie groß die Abweichung einzuschätzen und wie akzeptabel diese ist. »Das Enigmatische der weißen Identität [liegt] in ihrer Normalität. Ausgestattet mit der Definitionsgewalt über das, was als Norm, als normal zu gelten hat, scheint sie sich ebenso zu verflüchtigen wie das Subjekt hinter dem technischen Sehinstrument.«⁵⁶

Die in den medialen Diskursen häufig immanente Furcht vor Abweichungen bestätigen die durchaus erleichterten Reaktionen auf die »reinschweizerische« Gewinnerin der »Miss-Wahl« im Jahr 2004. Trotz der »zehn Kandidatinnen mit ausländischen Wurzeln« gewann »ein blonder Sonnenschein«⁵⁷. Mit Ausrufezeichen kommentierte der *SonntagsBlick* die Wahl: »Es ist eine Blondine!«⁵⁸ Und viele Leserinnen und Leser bekundeten in Briefen, sie seien froh, »dass endlich wieder eine Blondine zur Miss Schweiz gewählt wurde«⁵⁹. Ähnlich fielen die Reaktionen auf die Wahl des »Mister Schweiz« 2010 aus: »Schön, dass es ein echter Schweizer ist und nicht nur ein Papier-Schweizer«⁶⁰ und »Bravo, ein Urschweizer«⁶¹.

Die Wahlen 2008 gewann dann aber doch einmal »ein globaler Hingucker«: Whitney Toyloy, eine »Waadtländerin mit Multikulti-Background«⁶² (siehe Abb. 5). Der Hintergrund befindet sich allerdings nicht wie bei Jeannette Bally in Afrika, sondern in China, Panama und in den USA. Whitney Toyloy machte auch 2009 Schlagzeilen, da ihr bei den »Miss-Universe-Wahlen« eine Platzierung unter den Top Ten gelang. Sie blieb allerdings eine Ausnahme, wie der mit »Königinnen unter sich« betitelte Foto-Text-Artikel beweist (siehe Abb. 6).⁶³ Die schweizerischen Schönheitsköniginnen aus den Jahren 2006, 2009 und 2010 sind allesamt hellhäutige Blondinen.

OSZILLATION ZWISCHEN FREMDHEIT UND VERTRAUTHEIT

Die Schwarz-weiß-Opposition ist ein konstitutiver Marker. Trotz Zunahme des »Nichtweißen«, des »Schwarzen« und des Hybriden, in den medialen Darstellungen bleibt es insbesondere in den Visualisierungen das Markierte. »Das Weiße« hingegen ist das Unsichtbare, aber auch das Allumfassende und Dominante:

56 | Heidenreich, »Deutsche (Un-)Sichtbarkeiten«, S. 308.

57 | *SonntagsBlick* vom 26.09.2004, S. 39.

58 | *SonntagsBlick* vom 19. 09.2004, S. 10.

59 | *SonntagsBlick* vom 26. 09.2004, S. 39.

60 | *Blick* vom 10.05.2010, S. 16.

61 | Ebd.

62 | *Schweizer Illustrierte*, 21. September 2009, S. 26.

63 | Vgl. ebd.

Abbildungen 5 und 6: »Waadtländerin mit Multikulti-Background«
und »Königinnen unter sich«



»Schwarz ist [...] das Bestimmbare [...], dagegen ist Weiß kaum zu fassen, es scheint auf keine spezifische Identität, auf keine klar bestimmbar Qualitäten zu verweisen. Es ist scheinbar keine Farbe und doch alle Farben in einem, eine Leerstelle und doch universell, alles und nichts zugleich. Gerade darin liegt wohl die Ursache seiner Macht.«⁶⁴

Die Medien sind beliebter Darstellungs- und Verbreitungsort für vermeintlich selbstverständliche, faktisch aber asymmetrische Begriffspaare wie schwarz-weiß, Nord-Süd, eigen-fremd, modern-traditionell, Okzident-Orient usw. und deren alltäglichen Gebrauch. Postkoloniale Ansätze besagen aber, dass keine dieser Kategorien selbstevident, keine zwingend ist.⁶⁵ Sie gehen davon aus, dass sie über die Dekonstruktion von Essentialismen einen kritischen und erkenntnisreichen Kontrapunkt zu den dominierenden Modernitätskonzepten setzen können, indem sie die grundlegende Verknüpfung von Dichotomien wie schwarz-weiß, eigen-fremd usw. mit Machtverhältnissen offenlegen und kritisieren.⁶⁶

64 | Warth, »Inszenierung von Unsichtbarkeit«, S. 126.

65 | Vgl. Reuter/Villa, *Postkoloniale Soziologie*, S. 16.

66 | Vgl. ebd.: »Unter Dekonstruktion wird dabei sowohl ein Verfahren wie auch eine Perspektive verstanden – eine in den Worten Derridas ›Lektürestrategie‹ für soziale Texte oder auch ›Skripte‹ jedweder Art –, die die immanente Kontextualität und die (machtgetränkte) Herstellung von sichtbaren ›objektiven‹ Bedeutungen aufzeigt. Bedeutungskonstitution in dekonstruktivistischer Perspektive ergibt sich insbesondere durch die Spuren dessen, was unsichtbar gemacht und ausgeschlossen wird, und durch die ›difference‹ (Derrida), das heißt der unvermeidlichen und prinzipiell unabschließbaren inter- und innertextuellen Verschiebung von Sinn.«

Die Medien versuchen mittlerweile oft, Probleme bei der Darstellung »des Anderen« durch ein Oszillieren zwischen Fremdheit und Vertrautheit zu lösen. Frauen etwa werden nicht mehr einfach in stigmatisierender Art und Weise als »die Orientalin«, »die Schwarze« oder »die Jüdin« dargestellt. Stattdessen bemühen sich viele von ihnen durchaus immer wieder um Strategien der Repräsentation, wie sie auch oft von Seiten der Wissenschaft vorgeschlagen werden:

»Das Andere sich weder ›mit aller Gewalt‹ fremd, noch ›mit aller Gewalt‹ sich gleich machen, darin liegt auch der Respekt vor der Anderen, die nur dann ihr ›Geheimnis des Anderssein‹ lüftet, wenn sie ihre Sicht darstellt. Denn die tatsächlichen Differenzen werden nicht in Zuschreibungen, sondern erst im Perspektivenwechsel, in der Kommunikation, sichtbar.«⁶⁷

Beispiel für diese neue mediale Strategie ist ein Foto-Text-Artikel aus dem *Tages-Anzeiger-Magazin* 2004 (siehe Abb. 7).

Abbildung 7: »Gläubige Muslimin, trägt kein Kopftuch und nimmt auch kein Blatt vor den Mund«



67 | Rommelspacher, »Fremd- und Selbstbilder in der Dominanzkultur«, S. 39.

Er erschien in der Reihe *Ein Tag im Leben*, in der Menschen mit ungewöhnlicher Biographie oder ungewöhnlichen Berufen – meist Migrantinnen und Migranten – einen Tag aus ihrem Leben schildern. »Gläubige Muslimin, trägt kein Kopftuch und nimmt auch kein Blatt vor den Mund«⁶⁸, so wird die porträtierte Esra Seyran im *Magazin* beschrieben. Die in der Schweiz geborene junge Frau beschreibt die unterschiedlichen Lebenswelten, in denen sie sich als Tochter streng religiöser »Gastarbeiter«⁶⁹ aus der Türkei und gläubige Muslimin, die aber kein Kopftuch trägt und studiert, bewegt:

»Ich akzeptiere den Inhalt des heiligen Korans als Fundament meines Glaubens, bin aber nicht bereit, alle Passagen blindlings zu übernehmen. Meiner Meinung nach darf der Koran nicht wörtlich interpretiert, er muss der zeitgenössischen Vernunft unterstellt werden. So lässt sich der Islam ohne Weiteres mit dem säkularen Europa vereinbaren. Jedenfalls fühle ich mich trotz meines Glaubens bestens in die demokratische Gesellschaft integriert.«⁷⁰

Trotz der Betonung ihrer Gläubigkeit entspricht die Darstellung Esra Seyrans weder textuell noch visuell dem in den Medien oft verbreiteten Bild der »Kopftuch-Türkinen«, von denen sie sich selbst bewusst distanziert: »Dabei frage ich mich ernsthaft, ob Kopftuch tragende Frauen den Koran tatsächlich gelesen haben. Es steht nämlich nirgends, dass die Haare versteckt werden müssen.«⁷¹ Gleichzeitig betont sie aber, dass sie innerhalb von muslimischen Gemeinschaften durchaus auch auf Ablehnung stößt, weil sie kein Kopftuch trägt: »Als ich mich noch vermehrt unter orthodoxen Muslimen bewegt habe, wurde ich gedrängt, endlich einen Hijab zu tragen. Ich musste mir anhören, dass ich längst verheiratet wäre, würde ich mich doch endlich verschleiern.«⁷²

Auf dem das Porträt begleitenden Bild ist Esra Seyran in einem dunklen Mantel auf einer Mauer an einem Fluss liegend zu sehen (siehe Abb. 7). Mit dem Körper ist sie dem Wasser zugewandt, ihre Hände hält sie, als würde sie darin lesen, in kurzer Distanz zu ihrem Gesicht. Der Bildbetrachter kann es als angedeutete Gebetshaltung interpretieren, die muslimische Gläubige einnehmen, wenn sie in den Suren lesen. Es ist aber auch möglich, dass die junge Frau mit ihren Händen Wasser aus dem Fluss geschöpft hat und zusieht, wie es zwischen ihren Fingern zerrinnt. Die Leserinnen und Leser können das Bild zusammen mit dem Text religiös konnotieren oder auch nicht. Durch die visuelle und textuelle Darstellung wird das »Dazwischensein« Esra Seyrans, ihre Existenz als Wandlerin zwischen verschiedenen, nicht mehr eindeutig voneinander abgrenzbaren Lebenswelten herausgestrichen.

68 | *Tagsanzeiger-Magazin* vom 29.05.2004, S. 54.

69 | Ebd.

70 | Ebd.

71 | Ebd.

72 | Ebd.

Das Porträt Esra Seyrans ist ein Beispiel dafür, wie westliche Vorstellungen von einer »befreiten Muslimin«, die kein Kopftuch trägt, mit einem religiösen Selbstverständnis verbunden werden. Über Bild und Text werden diskursive Muster aufgebrochen, indem implizite Vorstellungen über soziale Kategorien – Rasse, Ethnie, Gender, Religion, Schicht – und deren Verknüpfungen hinterfragt werden. Andererseits kann das Porträt über Esra Seyran auch als Versuch interpretiert werden, ein liberales Frauenmodell nach westlichem Maßstab mit einem »integrationsfähigen« religiösen Subjekt (die gläubige, kein Kopftuch tragende Studentin mit säkularem Religionsverständnis) zusammenzudenken.⁷³

Der Foto-Text-Artikel zielt auf die kulturelle Bedingtheit des »Andersseins« und die möglichen Gemeinsamkeiten von Erfahrungen ab.⁷⁴ In Bild und Text werden kulturelle Vielfalt und Differenz betont und gleichzeitig in Frage gestellt und problematisiert. Das verleitet aber wiederum dazu, sämtliche Differenzen und Ungleichheiten als kulturelle Konstruktionen zu beschreiben und dadurch »Kultur« selbst zu ontologisieren.⁷⁵ Das »doing difference«⁷⁶ verlangt immer auch ein Hinterfragen der Natürlichkeitsvorstellungen, die damit einhergehen beziehungsweise reproduziert werden.

DIE APORIE DER KATEGORIE RASSE

Nicht mehr »das Weiße« dominiert in den medialen Darstellungen visuell. Vielmehr gibt es eine insbesondere in den Medien lange bestehende Faszination für »das Nichtweiße«, »das Exotische«, »das Andere«. Diese grundlegende Affinität für »Andersheit« erklärt sich aus den Funktionsweisen unserer symbolischen Bedeutungs- und Ordnungssysteme. Differenz ist essentiell, weil wir nur so Dingen Bedeutungen zuschreiben können. Stuart Hall betont, dass wir wissen, was schwarz bedeutet, nicht weil es eine Essenz des Schwarzseins gebe, sondern weil wir es mit seinem Gegenteil kontrastieren können.⁷⁷ Gleichzeitig weist er aber daraufhin, dass es notwendig ist, Bipolaritäten ständig zu hinterfragen:

»Bedeutung hängt [...] von der Differenz zwischen Gegensätzen ab. Binäre Gegensätze – weiß/schwarz, Tag/Nacht, männlich/weiblich, britisch/ausländisch – sind jedoch trotz ihrer Nützlichkeit, die Vielfalt der Welt in ihren Entweder/Oder-Extremen zu fassen, ziemlich rohe und reduktionistische Mittel, um Bedeutung herzustellen. Zum Beispiel gibt es in der

73 | Für Hinweise in diesem Zusammenhang danke ich Patricia Purtschert und Francesca Falk.

74 | Vgl. Rommelspacher, »Fremd- und Selbstbilder in der Dominanzkultur«, S. 39.

75 | Vgl. Reuter/Villa, *Postkoloniale Soziologie*, S. 31.

76 | Fenstermaker/West, »Doing Difference«.

77 | Vgl. Hall, »Spektakel des ›Anderen‹«, S. 117.

so genannten Schwarzweiß-Fotografie tatsächlich kein reines Schwarz oder Weiß, sondern nur variierende Schattierungen von Grau.«⁷⁸

Binäre Strukturen sind aber nicht einfach nur vereinfachende Strukturen, die Variationen und Unterschiede unkenntlich machen können. Binäre Gegensätze sind auch nicht neutral, sondern ein Gegensatzpaar wird immer von einem Bestandteil dominiert: »Es besteht immer eine Machtbeziehung zwischen den Polen binärer Oppositionen.«⁷⁹

Die medialen Visualisierungsstrategien in Bezug auf »das Fremde« sind durch ein Paradoxon geprägt. Es gibt eine zunehmende Auseinandersetzung mit einer nicht ausschließlich »weißen« Schweiz. Die Diskussionen um die Teilnehmerinnen an den »Miss-Schweiz-Wahlen« der letzten Jahre sind ein Beispiel dafür. Der mediale (Bild-)Diskurs um die »Miss Schweiz« zeichnet zum einen die Vorstellung einer zunehmend »kreolisierten Schweiz« – eine Imagination, in der gerade der wissenschaftlich und politisch diskreditierte Rassebegriff zunächst einmal keinen Platz und keinen Sinn zu haben scheint.⁸⁰ In der Art der Darstellung der Akteurinnen rund um die »Miss Schweiz-Wahlen« soll Differenz aufgehoben werden, gleichzeitig wird sie aber betont. Das liegt nicht nur daran, dass es Systemen des Wettbewerbs immanent ist, auf eine Form der Differenz zurückgreifen zu können, um ein Auszeichnungsmerkmal und damit ein Gewinnkriterium zu erhalten. Im Fall der »Miss-Schweiz-Wahlen« trägt zur Hervorhebung der Differenz insbesondere der starke physiognomische Untergrund in der Art der Darstellungen bei. Der Körper wird in seiner symbolischen Bedeutung aufgebläht. Das gilt insbesondere für den nicht weißen, weiblichen Körper. Die Farb- und Geschlechtssymboliken im europäischen Kontext sind von mythologischen und religiösen Traditionen eines dualistischen Denkens überlagert, die bis heute in grundlegenden symbolischen Zuordnungsschemata fortwirken können:

»Die Farbe Weiß als Symbol des Lichts ist in der abendländischen Tradition mit Geist und Männlichkeit assoziiert und findet ihren asymmetrisch gesetzten Gegenpol in der durch die Farbe Schwarz und durch Weiblichkeit symbolisierten irdischen Materie. [...] Der göttlich rationalen Natur steht das Bild der dunklen weiblichen Natur gegenüber. Die Symbolik kommt innerhalb Europas im sexualisierten Bild der Kurtisane wie auch im christlichen Bild der schwarzen Hexe zum Ausdruck. [...] Im aufkommenden Konstrukt vom ›Negriten‹ [...] ist zugleich das moderne Bild vom Barbaren angelegt, die Vorstellung von mangelnder Kultur und die Verortung im oder in der Nähe vom Tierreich. Die Schwarze Frau verkörpert diese Schnittstelle in den Thesen zur Mensch-Tier-Vermischung. Sie wird [...] zum säkularen Sinnbild der ›dunklen‹ Natur.«⁸¹

78 | Ebd.

79 | Ebd., S. 118.

80 | Vgl. dazu auch Jaeggi, »Migration im Bild«, S. 12f.

81 | Husmann-Kastein, »Schwarz-Weiß«, S. 46-49.

Das Feiern der Vielfalt bei gleichzeitiger Reduktion der Kandidatinnen in erster Linie auf ihre körperlichen Merkmale lässt auch die Frage nach ihrer ethnischen Zugehörigkeit wieder präsent werden. Und die birgt gerade im Kontext der europäischen Geschichte immer die Gefahr des biologistischen Denkens und damit die Reaktivierung des Rassekonzepts. Die Aporie der Kategorie Rasse besteht in dem unauflösbaren Paradoxon, das dieses Konzept auszeichnet:

»Rasse« wird erst durch den Prozess der Rassekonstruktion zur Kategorie der Differenz, wobei schwarze Hautfarbe ihr »offensichtlichster« visueller Marker ist. Schwarz-Sein – also »Rasse« – wird im und durch die weißen, die einzig wahren Blicke [...], konstituiert. Der weiße Blick ist derjenige, der sieht, ohne selbst gesehen zu werden. Weiß-Sein dissimuliert sich aus den Bezügen von Rasse: es ist die unmarkierte Instanz, die wahre Unsichtbarkeit.«⁸²

Da das Weiß-Sein unmarkiert bleibt, wird es als Norm und Normalität aus der Herrschaftssituation heraus beständig neu in seiner Dominanz reproduziert:

»Denn hätte Weiß-Sein tatsächlich keine Bedeutung, wäre die Kategorie Rasse überflüssig. Schwarz-Sein wäre ebenfalls unmarkiert. Weiß-Sein ist also nicht etwas, das völlig neu thematisiert werden muss. Es ist präsent, gerade dann, wenn es nicht markiert ist. Weiße müssen also nicht über sich als Weiße sprechen. Es genügt, wenn sie das Schwarz-Sein thematisieren, weil im Subtext ihr Selbstbild mit dargestellt wird.«⁸³

Die Reaktivierung der Kategorie Rasse bleibt aber oft verdeckt, da gleichzeitig eine Relativierung der Kategorie stattfindet: Die Medien etwa knüpfen an Konzepte des *diversity management* an, eine Methode, mit der »Humanressourcen« optimal genutzt werden sollen. Sie agieren als *diversity manager*, indem sie die Verschiedenheit von Menschen zur Optimierung von Werbekonzepten, Imagekampagnen oder Verkaufsstrategien benutzen (zum Beispiel »United Colours of Benetton« oder »Come together and learn to live as friends«).⁸⁴ Das Feiern der Vielfalt und des Hybriden täuscht aber lediglich darüber hinweg, dass es sich um das Markieren kultureller Differenzen handelt, die schnell in rassistische Prozesse übergehen können, da gerade der Körper ein wichtiger Bezugspunkt bleibt. Der Körper ist ein »Kreuzungspunkt von Macht«⁸⁵:

»Er steht nicht nur im Mittelpunkt von Vergeschlechtlichungsprozessen, sondern dient als Symbol, als Anlass, Differenzierungen vorzunehmen und Hierarchien zu entwerfen. Analog

82 | Heidenreich, »Deutsche« (Un-)Sichtbarkeiten«, S. 307.

83 | Lorey, »Der weiße Körper als feministischer Fetisch«, S. 74.

84 | Vgl. dazu Walgenbach et al., *Gender als interdependente Kategorie*, S. 8 und 12. Diese Versionen des *diversity managements* sind wettbewerbsorientiert. Fragen der Gerechtigkeit und Chancengleichheit werden innerhalb dieser Ansätze nicht mehr gestellt.

85 | Reuter/Villa, *Postkoloniale Soziologie*, S. 315.

zur [...] Produktion von Geschlecht wird auch die ›Rasse‹ über das Medium des Körpers konstruiert – und schreibt sich im Gegenzug in den Körper ein. Rassismus macht den Körper vom Subjekt zum Objekt seiner Machtmechanismen.«⁸⁶

In diesem Sinne argumentiert auch Michel Foucault. Eine Objektivierung des Subjekts kommt seiner Ansicht nach durch Praktiken der Unterscheidung und Teilung zustande. Ein Subjekt in sich zu teilen und von Anderem zu trennen, so wie dies bei rassistischen Prozessen geschieht, macht es zum Objekt.⁸⁷ Bei den medialen Darstellungen der »Miss-Schweiz«-Kandidatinnen ist sowohl die »Ethnizität« und deren Zusammensetzung als auch das Geschlecht immer relevant. Ethnisierungs- und Genderisierungsprozesse sind miteinander verbunden und beeinflussen sich wechselseitig. In den Medien werden durch die Art der Präsentation der Kandidatinnen hegemoniale Blickregime hergestellt: Die Frauen werden durch ihre weißen oder nicht weißen Körper positioniert. Die nicht weißen »Miss-Schweiz«-Kandidatinnen bleiben zurückgeworfen auf einen Körper, der »anders« ist als der eine, große imaginierte »Volkskörper«, dem sie nicht komplett oder nur mit Abstrichen (»Afro-Miss«) zugerechnet werden können. In dieser durch die Medien vermittelten Vorstellung können diese »Körper« deshalb auch nie vollständig in die imaginierte »nationale Gemeinschaft« inkorporiert werden.⁸⁸ Zumindest so lange nicht, wie sich diese medial vermittelten Imaginationen nicht ändern.

LITERATURVERZEICHNIS

- Baumann-von Arx, Gabriella, *Ein Mann weint nicht. Die Geschichte des Junior B. Manizao*, Gockhausen 2006.
- Cardu, Tiberio (Hg.), *Migration im Bild. Ein Inventar*, Baden 2006.
- Crenshaw, Kimberlé, »Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory, and Antiracist Politics«, in: Phillips, Anne (Hg.), *Feminism and Politics*, Oxford/New York 1998, S. 314-343.
- Diers, Michael, *Schlagbilder. Zur Ikonographie der Gegenwart*, Frankfurt a.M. 1997.
- Fenstermaker, Sarah/West, Candace, »Doing Difference«, in: *Gender and Society*, Jg. 9, H. 1 (1995), S. 8-37.
- Foucault, Michel, *Analytik der Macht*, hg. von Daniel Defert/Ewald, Francois, Frankfurt a.M. 2005.
- Friedrich, Annegret/Haehnel, Birgit/Threuter, Christina (Hg.), *Projektionen. Rassismus und Sexismus in der Visuellen Kultur*, Marburg 1997.

⁸⁶ | Ebd.

⁸⁷ | Vgl. Foucault, *Analytik der Macht*, S. 270.

⁸⁸ | Vgl. Reuter/Villa, *Postkoloniale Soziologie*, S. 315.

- Hall, Stuart, »Das Spektakel des ›Anderen‹«, in: Ders.: *Ideologie, Identität, Repräsentation*, Hamburg 2004, S. 108-166.
- Heidenreich, Nanna, »›Deutsche‹ (Un-)Sichtbarkeiten«, in: Lezzi, Eva/Ehlers, Monika in Zusammenarbeit mit Sandra Schramm (Hg.), *Fremdes Begehren. Transkulturelle Beziehungen in Literatur, Kunst und Medien*, Köln/Weimar/Wien 2003, S. 307-319.
- Husmann-Kastein, Jana, »Schwarz-weiß. Farb- und Geschlechtssymbolik in den Anfängen der Rassenkonstruktionen«, in: Tissberger, Martina/Dietze, Gabriele/Hrzan, Daniela/Husmann-Kastein, Jana, (Hg.), *Weiß – Weißsein – Whiteness*, S. 43-60.
- Jaeggi, Martin, »Migration im Bild – Menschen und Räume«, in: Cardu, Tiberio (Hg.), *Migration im Bild. Ein Inventar*, Baden 2006, S. 12-16.
- Kemper, Andreas/Weinbach, Heike, *Klassismus. Eine Einführung*, Münster 2009.
- Link, Jürgen, *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*, Opladen/Wiesbaden 1999.
- Lorey, Isabell, »Der weiße Körper als feministischer Fetisch. Konsequenzen aus der Ausblendung des deutschen Kolonialismus«, in: Tissberger, Martina/Dietze, Gabriele/Hrzan, Daniela/Husmann-Kastein, Jana (Hg.), *Weiß – Weißsein – Whiteness*, S. 61-83.
- Mudimbe, Valentin Y., *The Invention of Africa. Gnosis, Philosophy, and the Order of Knowledge*, Bloomington 1988.
- Purtschert, Patricia/Meyer, Katrin, »Die Macht der Kategorien. Kritische Überlegungen zur Intersektionalität«, in: *Feministische Studien*, Jg. 28, H. 1 (2010), S. 130-142.
- Reuter, Julia/Villa, Paula-Irene (Hg.), *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention* (Postcolonial studies, Bd. 2), Bielefeld 2010.
- Rommelspacher, Birgit, »Fremd- und Selbstbilder in der Dominanzkultur«, in: Friedrich, Annegret/Haehnel, Birgit/Threuter, Christina (Hg.), *Projektionen*, S. 31-40.
- Spelman, Elizabeth V., *Inessential Woman. Problems of Exclusion in Feminist Thought*, Boston 1988.
- Terkessidis, Mark, »Globale Kultur in Deutschland: Der lange Abschied von der Fremdheit«, in: Hepp, Andreas/Winter, Rainer (Hg.), *Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse*, Wiesbaden 2006, S. 311-325.
- Tissberger, Martina/Dietze, Gabriele/Hrzan, Daniela/Husmann-Kastein, Jana (Hg.), *Weiß – Weißsein – Whiteness. Kritische Studien zu Gender und Rassismus*, Frankfurt a.M. u.a. 2006.
- Walgenbach, Katharina/Dietze, Gabriele/Hornscheidt, Antje/Palm, Kerstin (Hg.), *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*, Opladen 2007.

Walgenbach, Katharina, »Gender als interdependente Kategorie«, in: dies./Dietze, Gabriele/Hornscheidt, Antje/Palm, Kerstin (Hg.), *Gender als interdependente Kategorie*, S. 24-64.

Warth, Eva, »Die Inszenierung von Unsichtbarkeit: Zur Konstruktion weißer Identität im Film«, in: Friedrich, Annegret/Haehnel, Birgit/Threuter, Christina (Hg.), *Projektionen*, S. 125-130.

INTERNETQUELLEN

Homepage des Unrast-Verlags, <http://www.unrast-verlag.de/unrast,2,274,13.html>, 26.01.2011.

Homepage des Unternehmens Reemtsma, http://www.fotoarchiv-reemtsma.de/Themen/07_Werbung/index.html, 25.01.2011.

Werbeseite der Firma Benetton, <http://www.benetton.com/portal/web/guest/home>, 25.01.2011.

ABBILDUNGSNACHWEISE

- Abb. 1 »Kommt die nächste Miss Schweiz aus dem Kongo?«, in: *Blick* vom 14.07.2004, Titelseite
- Abb. 2 »Wie schweizerisch muss die neue Miss sein?«, in: *Blick* vom 14.07.2004, S. 6
- Abb. 3 »Jeannette Bally, unsere »Afro-Miss««, in: *Blick* vom 15.07.2004, S. 6
- Abb. 4 »Eine Zürcherin ist die Schönste«, in: *Tages-Anzeiger* vom 20.09.2004, S. 11
- Abb. 5 »Miss Schweiz 2008«, in: *Schweizer Illustrierte* vom 21.09.2009, S. 26
- Abb. 6 »Königinnen unter sich«, in: *Schweizer Illustrierte* vom 11.10.2010, S. 9
- Abb. 7 »Ein Tag im Leben von«, in: *Tages-Anzeiger-Magazin* vom 29.05.2004, S. 54

